

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 22

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



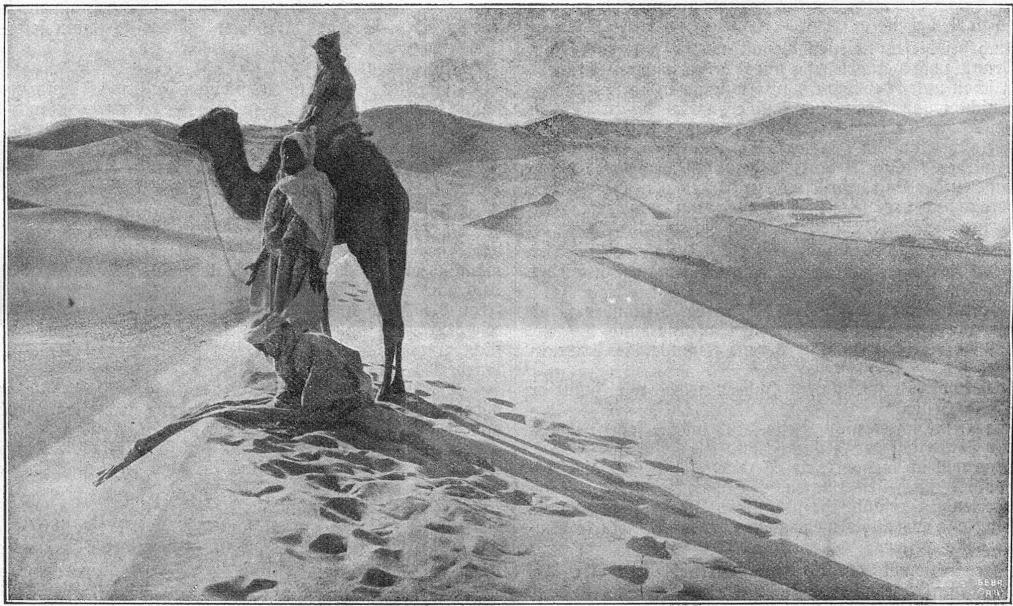
Pfingsten.

Von Elisabeth Kolbe.

Schon weben sich die duft'gen Schleier
Um jedes Haus, um jeden Steig;
Zur wonnesamen Frühlingsfeier
Schmückt sich holdselig das Gezweig.
Die melst'nen Blütenkerzen streben
Wie Weihnachtslichter himmeln;
Des neuen Lenzes Wunder weben
Geheimnisvoll um Flur und Tann.

Und leise, leise geht ein Wehen
Des Gottes Geistes durch die Welt;
Ein tiefes, heiliges Verstehen
Schwillet niederwärts vom Himmelszelt.
Ein stiller Hauch von Eottesfrieden.
Von Liebeshuld und Harmonie,
Ein Freuen, aller Welt beschieden,
Geht durch die Frühlingspoesie.

Nicht einer darf sein Haupt verbüllen
In hoffnungsloser dumpfer Pein.
Der Geist will jedes Herz erfüllen
Mit lindem Trost und Sonnenchein.
Der Geist will alle Müden segnen
Und die Belad'nen allzumal,
Will jeder Seele still begegnen.
O Herz erschließ' dich seinem Strahl!



Ein Wüstenbild aus Tripolis.

Die kleine Karawane der drei Gläubigen begrüßt betend die aufgehende Sonne. Das monotone Landschaftsbild mit dem Sandmeer links und rechts der Sandwüstenstraße gewährt einen schaurig-schönen Anblick.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lise Wenger.

24

(Nachdruck verboten.)

„Sage mir, Maria, wie wurdest du geheilt? Welche Mittel gebrauchte die Frau, um dein Leiden zu heben? Hastest du nicht das Gefühl, als seien böse Mächte im Spiel?“ Frau Maria lachte. Ihr blasses, schmales Gesicht verzog sich dabei schmerzlich, als leide sie. Sie hatte das Lachen verlernt. „Nein, mehrfach nicht! Böse Mächte waren nicht im Spiel!“ Frau Amman sprang plötzlich von ihrem Stuhl in die Höhe, und eilte zu einem kleinen, polierten Eckschrank. „Aber, Süßete, ich denke auch an nichts! Du nimmst gewiß ein Gläschen Malaga! Oder ein wenig Madeira?“ Das Fräulein schüttete fast entsezt den Kopf und machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung.

„Was denfst du, Beste, ich trinke keinen Alkohol.“

„Dann soll Berene dir ein Tälein Tee machen.“ Frau Amman zog an dem almodischen Glockenzug mit den perlengesetzten Rosetten. Berene erschien und brachte schon nach wenigen Minuten das gewünschte Getränk.

Zierlich führte Süßete Klingelin die Tasse zu Mund, den kleinen Finger auspreizend. Beide hielten nippte sie und trank mit einem feinen, glücksenden Geräusch.

„Das erstmal, als ich mit Berene die Doktorin aufsuchte, hob Frau Amman zu erzählen an, „sprachen wir fast nur von unsern Kindern, und obgleich wir sie bei der Verlobung Süssi beleidigt und übersehen hatten, ließ sie sich doch nichts anmerken. Fragen stellte sie wenig. Aber sie jaß mich unaufhörlich und durchdringend an, daß mir fast unheimlich wurde. Während des ganzen Gesprächs hielt sie die Augen auf mein Gesicht gerichtet. Nach etwa zehn Minuten bedeute sie mir, daß ich gehen solle, in einer Woche möge ich sie wieder auftreffen.“

Als ich wiederkam, fragte sie eingehend nach meinem Leiden. Ob ich von jehrer schwache Nerven ghabt? Wann ich die Schmerzen zum erstenmal gefühlt? Warum sie eintraten? Wie? Warum? Ob ein äußerer Grund dazu da sei? Ich war verbüllt über die vielen Fragen, und wußte nicht immer was antworten. Als ich ihr erzählte, daß ich in der letzten Zeit das Licht nicht mehr habe ertragen können, und meinen Hals nicht mehr drehen, wandte sie plötzlich meinen Kopf so stark, daß ich ausschrie.

Auch bei diesem zweiten Besuch gab sie mir weder vom Trank, noch verschrieb sie mir den berühmten „Erlöser“. Als ich schon unter der Türe war, fragte ich in großer Angst: „Aber nicht wahr, Frau Zuberbühler, mein Leiden ist doch zu heilen?“

„Selbstverständlich“, sagte sie. „Kommen Sie in acht Tagen wieder.“ Süßete hatte so gespannt zugehört, daß sie ihre Tasse in der Luft behielt und zu trinken vergaß. Berene kam herein und brachte heiße Wasser zum Zugießen. Als langjährige Bekannte Süßetts blieb sie vor ihr stehen.

„Was sagen Sie zu unserer Frau, Jungfer Klingelin? Auch heute geschehen noch Wunder, das hat man nun wieder einmal gesehen.“

„Wenn ich nur sicher wäre, daß es des Heilandes Hand gewesen, die das Wunder vollzogen, meine gute Berene, wie wollte ich mich freuen!“ Berene stemmte die Arme in die Seite.

Er hat vor fast zweitausend Jahren gelebt, wie könnte er meine Frau heilen.“

„So meine ich es nicht, Beste. Ich möchte sagen: Wenn nur sein Segen auf der Heilung ruht.“

„Das will ich meinen“, rief Berene, „sonst hätte die Doktorin auch nicht helfen können.“ Süßete wiegte den Kopf. Ihre Seelengüte erlaubt ihr nicht, ihre Zweifel laut werden zu lassen, jetzt, wo nichts mehr zu ändern war. Maria Amman erzählte weiter.

„Das drittemal, als ich vor Marie Zuberbühler saß, hatte ich fast Herzschläfen. Sie untersuchte mich gründlich, betastete jede Stelle meines Körpers, meines Gesichts, meines Halses und meiner Schultern. Dann schwieg sie. Sie macht ein ganz feierliches Gesicht. Ich war bange, was sie sagen würde.“

„Frau Amman,“ begann sie, „ich will Ihnen eine Neuigkeit mitteilen.“ Ich sah sie ängstlich an, denn ich wußte nicht, wo sie ihnaus wollte.

„Was für eine Neuigkeit?“ fragte ich.

„Sie haben gar keine Nervenkrankheit, liebe Frau Amman, das ist die Neuigkeit! Wenn Sie aber keine kranken Nerven haben, so brauchen Sie auch keine Schmerzen zu haben, nicht wahr?“ sagte die Zuberbühler.

„Was, ich hätte keine Schmerzen gehabt?“ rief ich. „Ich habe —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Frau Amman,“ unterbrach mich die Doktorin. „Sie wollen sagen, Sie hätten sie doch gefühlt, und darunter gelitten. Aber ich habe Kranke gehabt, die vor Schmerzen schrien, und doch nicht krank waren. In Ihrem ganzen Körper ist keine Ursache zu Schmerzen. Es ist alles in Ordnung. Es sind keine entzündeten Stellen da, es sind keinerlei Funktionen gestört, Sie haben volle Bewegungsfreiheit aller Ihrer Glieder. Die Ursache zu Schmerzen fehlt also. Und ohne Ursache keine Wirkung, nicht wahr? Oder haben Sie schon einmal eine Flamme ohne Feuer gesehen?“

„Nein, natürlich nicht,“ sagte ich.

„Kann es also Schmerzen geben ohne Erkrankung?“ fragte sie.

„Ich denke nicht,“ sagte ich.

„Ich denke auch nicht,“ rief sie.

„Aber Dr. Ulli hat mich doch auf Neuralgie behandelt.“

„Da hatte er ganz recht. Darauf mußte er schlafen nach allem, was Sie ihm sagten. Aber da ich nun weiß, daß die Schmerzen seiner Behandlung nicht wider und keine einzige kranke Stelle finde, so sehe und weiß ich deutlich, daß keine Schmerzen da sein könnten, weil keine Ursache dazu war. Begreifen Sie das?“

„Ja, das begreife ich,“ sagte sie. „Darauf sprach sie lange mit mir, um mich zu überzeugen, daß mein Leiden ein eingebildetes gewesen sei, daß ich die Schmerzen wohl gefühlt hätte, daß sie aber nur in meiner Einbildung wargelten. Immer wieder sing sie davon an, damit ich es einsehe und wohl begreife, was sie meine.“

„Sie erzählten mir,“ sagte sie, „daß Sie die ersten Schmerzen gefügt, als eine Freundin bei einer Bootsfahrt mit Ihnen von Neuralgie überfallen wurde, und daß Ihnen das durchbare Leiden Ihrer Freundin einen tiefen Eindruck gemacht hätte. Sie erzählten, daß Sie darauf ebenfalls von heftigen Schmerzen befallen worden seien und dies auf die Rübe des Abends zurückgeführt hätten?“ Ich nickte.

„Sie sagen, die Schmerzen seien wiedergekommen, so oft Sie auf dem See gefahren seien, hätten Sie dann festgestellt und seien zuletzt chronisch geworden?“

„Ja, so war es,“ sagte ich.

„Gut. Da haben wir also einen Fall, wo Flammen aufflammten ohne Feuer. Sie spürten die Schmerzen, und doch war nicht die geringste Ursache dazu. Ihre Einbildungskraft war erregt, Ihr Mitgefühl stark. Weil Sie die Dame leiden sahen, fühlten auch Sie die Schmerzen. Die Schmerzen waren nie da.“ Berene unterbrach ihre Herrin.

„Ja, und da sagte ich zur Doktorin: das ist stark, daß Sie die Schmerzen leugnen wollen, denn ich bin manches Mal dabei gewesen, wenn meine Frau vor Schmerzen fast ohnmächtig wurde. Das habe ich nicht nur einmal miterlebt! Und nun denken Sie, Jungfer Klingelin, da strecke diese Frau die Hand aus, mache böse Augen und sage: Wollen Sie gefälligst hinausgehen? Und ich mußte gehen, und durfte nicht einmal dabei sein und sehen, wie meine Frau geheilt wurde.“

„Ja, ja,“ sagte Süßete zerstreut, denn sie wollte gerne hören, wie es weiter gegangen. Berene nahm irgend etwas aus dem Schrank und ging.

„Die Schmerzen waren nie da, sagte also die Doktorin. Wenn Sie nie da waren, sind Sie auch jetzt nicht da, nicht wahr?“

„Nein, natürlich nicht, sagte ich.“

„Drehen Sie den Kopf,“ sagte sie. Ich drehte ihn.“

„Bewegen Sie die Schultern. Ich bewegte sie. Es ging schwer, aber es ging.“

„Sehen Sie gegen das Licht. Ich wandte meinen Kopf gegen das Fenster.“

„Schmerzt es?“

„Nur ein wenig.“

„Nein gar nicht,“ sagte Marie Zuberbühler. „Sehen Sie noch einmal hin, befahl sie. Schmerzt es?“

„Nein, jetzt nicht mehr.“

„So. Und nun können Sie für die Zukunft ganz ruhig sein, liebe Frau Amman. Wenn Sie einsehen, daß Ihnen

nichts fehlt, so werden Sie nie wieder Schmerzen haben. Da schloß die Doktorin. Die ganze Unterredung und Untersuchung hatte fast zwei Stunden gedauert. Meine Schmerzen waren fort. Sie waren wie weggeblasen. Einzig die Schultern waren noch steif, und den Hals konnte ich noch nicht so gut drehen wie früher."

"Das ist merkwürdig, Beste. Findest du nicht, so daß das ganz merkwürdig ist? Sie hat dich also ganz ohne Medizin geheilt? Ohne irgend eine Medizin?"

"Ganz ohne irgend eine Medizin. Nicht einmal den 'Erlöser' mußte ich gebrauchen. Und weißt du, eigentlich kann man sagen, daß sie mich gar nicht geheilt hat, weil ich doch nicht frank war." Frau Maria lachte.

"Und die Schmerzen sind nicht wieder gekommen?"

"Nein. Zuerst war ich matt und müde, aber nach zwei Tagen fühlte ich nichts mehr davon."

"Und Klaus, der Gute, hat nicht gemerkt, daß du geheilt warst? Du sagtest es ihm nicht?"

"Nein, noch nicht. Ich wollte meiner Sache erst ganz sicher sein. Und dann fürchtete ich mich doch ein wenig. Ich war bange, wie er meine Gänge zu der Doktorin aufzufassen würde."

"Liebste, es war nicht recht."

"Aber Süßete", rief ärgerlich, und mit einer so energischen Stimme, wie man sie seit Jahren nicht an ihr gewöhnt war, die Apothekerin. "Sei doch vernünftig! Der Erfolg rechtfertigt doch meinen Schritt vollkommen! Klaus kann doch nicht wünschen, daß es nicht geschehen wäre?"

"Ich weiß nicht", sagte Süßete ganz leise, als sage sie es zu sich selber, "allerliebst, ich glaube, du hättest ihn zuerst fragen sollen". Darauf trank sie ganz kleine Schälchen Tee, und sagte ablenkend zu Frau Ammann: "Ich habe mein Haus verkauft, und bin ausgezogen. Das weißt du ja. Die Käze blieb dort zurück. Die Leute verprachten, für sie zu sorgen. Ich gab ihnen natürlich etwas dafür. Und nun denke, nun ist sie mir nachgekommen, diese blonde, fast siebzehn Jahre alte Käze ist mir nachgekommen! Meine Liebe, das bedeutet nichts Gutes für mich. Wir Klingelins dürfen nicht jung sterben! Du wirst sehen, ich muß so alt werden, wie alle Klingelins". Betrübt strich sich das gute Fräulein über ihre dünnen Böpflein.

Auf dem Flur hörte man lautes Rufen. Es schien Frau Amman Verenes Stimme zu sein. Jemand sprang die Treppe hinunter. Verwirrter Lärm scholl heraus. Dazwischen hörte man Alfred rufen.

"Was gibt es nur?" fragte Frau Maria ängstlich. Sie läutete. Aber es kam niemand. Es war also wirklich Verene gewesen, die die Treppe hinuntergeprungen. Die Frau Apotheker ging zur Türe, öffnete sie und horchte. Plötzlich hörte sie gedämpftes Rufen: "Holt nicht den Undermatt, holt den ersten besten!". Dann schlug man eine Türe zu, und darauf wurde es wieder still.

"Süßete, es ist etwas geschehen", sagte Frau Ammann und wurde ganz bleich. "Es wird doch Klaus nichts gegeben haben?"

"Warum sollte es Klaus sein, meine Liebe? Klaus ist ja gesund. Es wird einem eurer Kunden etwas zugeflossen sein."

"Ich weiß nicht, Süßete, mir ist angst", sagte die Apothekerin. "Ich will hinuntergehen und nachsehen, was es ist." Als sie hinauswollte, knarrte die Treppe.

"Da kommt jemand", sagten beide Frauen miteinander.

Es war Alfred, der eintrat, und seine Mutter mit einem verstörten Blick ansah. Er warf sich auf einen Stuhl, als ob er nicht mehr die Kraft habe, weiter zu geben.

"Um Gotteswillen, Alfred, was ist geschehen?"

"Vater ist unwohl geworden."

"Unwohl geworden? Warum? Was hat er?" rief Frau Maria und rüttelte Alfred an der Schulter.

"Er ist frank", sagte Alfred mühsam. "Du mußt ein Bett zurecht machen lassen. Er kann nicht allein gehen. Sie bringen ihn." Frau Maria fühlte, wie ihr Gesicht eisfalt wurde.

"Ein Schlagfluß?" fragte sie tonlos.

"Ja". Süßete saß wie versteinert auf ihrem Stuhl. Das Mitleid mit Maria zerbrengte ihr fast das Herz. Sie sang leise zu weinen an. Aber Frau Amman achtete nicht auf sie.

"Klaus, Klaus, Klaus", sagte sie vor sich hin. "Es kann nicht sein."

Da kamen schwere Tritte die Treppe hinauf. Alfred wollte hinaus, aber seine Mutter klammerte sich fest an seine Hand.

"Ich kann nicht allein gehen", stammelte sie. "Hilf mir." Alfred nahm ihren Arm und führte sie über die Schwelle. Süßete blieb unbeweglich sitzen, fasste die Hände und betete.

Da standen schon die Männer, die den Apotheker die Treppe hinauf getragen. Neben ihnen Verene, den Kopf in der Schürze verborgen. Als sie Frau Amman sah, schrie sie: "Jesus, Maria!" und weinte laut auf.

"Wo sollen wir ihn hinlegen?" fragte Anton, der tragen geholfen. Alfred deutete auf eine Türe und ging den Männern voran in das Schlafzimmer der Eltern. Verene riß die Decken vom Bett und schlug die Tücher zurück.

Man legte den Körper Klaus Ammans auf das Lager. Seine Augen waren geschlossen und sein Mund stand offen. "Klaus", flüsterte Frau Maria und fasste nach seiner Hand. Sie war leblos und fiel schwer auf das Linnen zurück. Jammervoll aufschreiend, warf sich die Frau über das Bett und vergrub ihren Kopf in die Kissen neben dem Gesicht des Mannes.

Die Träger waren gegangen. Alfred stand am Fenster und Verene saß auf einem Stuhl und schluchzte. Endlich hob Frau Maria den Kopf.

"Wie kam es?" fragte sie. Sie weinte nicht.

"Er stand mit Anton im Laboratorium", sagte Alfred langsam, als habe er Mühe, seine Gedanken zu ordnen. "Mitten im Reden fiel der Vater auf einen Stuhl und verlangte nach Wasser. Als Anton zurückkam, lag der Vater leblos auf der Erde". Frau Maria streichelte die siebe Hand, die unbeweglich auf der Decke lag.

"Herr, nimm mir nicht jetzt", betete sie in Todesangst. "Nimm ihn mir nicht gerade jetzt, Herr, nimm ihn mir nicht". Sie fiel wieder auf die Kissen und blieb dort liegen.

Man hörte Sussis leichte Tritte auf der Treppe. Sie kam von einem Ausgang nach Hause. Alfred ging hastig hinaus, um sie zu empfangen und um ihr mitzuteilen, was geschehen sei während ihrer Abwesenheit. Er wollte sie umarmen, aber sie wich zurück.

"Psuh! Du riechst ja nach Schnaps!" Entsetzt starrte sie ihn an. "Und warum hast du geweint?"

"Susi, da drinnen liegt der Vater sterbend." Sie sah ihn an, ob er bei Sinnen sei.

"Drinnen auf dem Bett liegt er. Willst du hineingehen?" Aber Susi wich zurück. Sie fürchtete sich.

"Ach nein, Alfred", rief sie. "Seit Alfonso Wezingers Tod ist mir das alles so gräßlich. Der Tod ist so schrecklich! Wir wollen hinaufgehen. Später will ich dann zu ihm." Alfred ging mit ihr.

In der stillen Sterbestunde stand Verene neben ihrer Frau und stützte sie. Frau Maria weinte noch immer nicht. Aber sie wand sich stöhnd unter dem furchtbaren Schlag.

"Klaus! Klaus!" Konnte Gott so hart sein und ihn ihr nehmen? Wollte Gott sie strafen, daß sie hinter dem Rücken ihres Mannes die Doktorin aufsuchte? Wollte es Klaus ersparen, es zu erfahren? Sie rang in Angst und Qual die Hände.

Frau Maria allein wußte nicht, was alle andern im Haus wußten: daß Klaus Amman erfahren, daß seine Frau bei der Quackalberin Hilfe gesucht! Und alle wußten es außer ihr: daß Klaus Amman, nachdem er es gehört, kein Wort mehr gesagt hatte und zusammengebrochen war. Anton hätte Auskunft geben können, wie es gekommen.

Im Laboratorium standen beide, der Herr und der Gehilfe, und arbeiteten. Da sagte Anton, der noch nicht vergessen, daß der Apotheker ihn wegen des 'Erlösers' barsch abgesetzt, ein wenig schadenfroh:

"Herr Apotheker, nun kann man Ihnen ja gratulieren."

"Wieso?" fragte Amman.

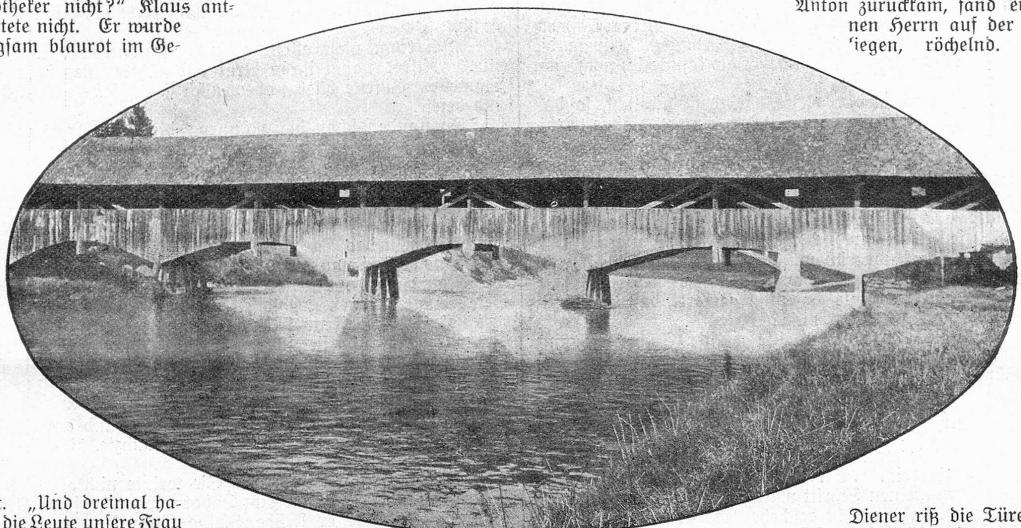
"Nun, das weiß doch schon die ganze Gegend, daß die Frau Amman bei der Zuberbücherin war, um sich kurieren zu lassen."

"Was plapperst du?" schrie der Apotheker zornrot. Anton fuhr mit dem schweren porzellanenen Stöpsel in seinem Mörser herum, als wollte er ihn samt der Salbe zerreiben.

"He, nur was alle Welt sagt: daß die Frau Amman bei der Quackalberin gewesen ist, bei der Wunderdoktorin. Man hat sie gesehen, wie sie im Wartezimmer saß mit der

Berene. Wußte es der Herr Apotheker nicht?" Klaus antwortete nicht. Er wurde langsam blaurot im Ge-

er bewußtlos zu Boden. Als Anton zurückkam, fand er seinen Herrn auf der Erde liegen, röchelnd. Der



sicht. „Und dreimal haben die Leute unsere Frau auf dem Treuhof gesehen“, fuhr Anton gesprächig fort, immer an seiner Salbe rührend, ohne auf seinen Herrn zu achten. „Berene ist ja nachher in die Kirche gegangen mit der Frau, und dort haben sie Gott für die Heilung gedankt. Das hat mir die Berene selbst in ihrem Glück erzählt.“ Jetzt sah Anton auf und ließ entsezt den Stößer in den Mörser fallen.

„Um Gotteswillen, Herr Apotheker, wie sehen Sie aus? Ist Ihnen schlecht?“

„Wasser!“ gurgelte Ammann und fiel rückwärts auf einen Stuhl. Es schien ihm, als rauschten die Meereswellen um ihn, als drängten die Wasser sich gegen ihn immer enger und enger, als lasteten die Massen auf seinem Hirn, bedrückten ihn und rissen ihn zuletzt mit in den tollen, wirbelnden Reigen. Die Wasser wuchsen, wurden zu Bergen und zerrißten sein Hirn in den wahnwitzigen Tanz zu Atomen. Dann stürzte

Die alte Thurbrücke bei Weinfelden (Thurgau).



Der Durchgang der alten Thurbrücke bei Weinfelden mit der Post und dem alten Zollhaus.

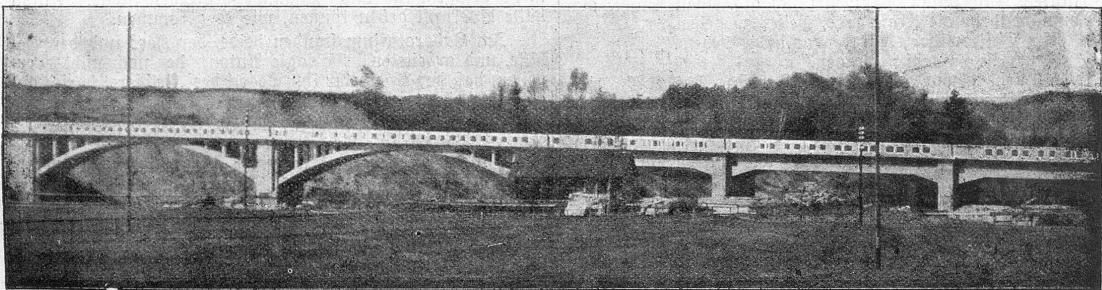
Diener riß die Türe zur Apotheke auf.

„Der Herr stirbt!“ schrie er. Alfred stand an dem kleinen Schrank und hielt ein gefülltes Likörglas in der Hand. Er sah Anton verwirrt an.

„Der Herr Apotheker stirbt“, schrie Anton noch einmal. Dann stürzte er hinaus, und läutete Berene und holte den Knecht, der im Hof Fässer zusammenschlug. Den Gehilfen schickte er nach dem Arzt.

Kopflos rannte alles durcheinander. Anton allein behielt seine Besinnung. Alfred lehnte an der Wand. Der Schreck hatte ihn ernüchtert, aber unklar tauzelten seine Gedanken durcheinander. Er war nicht imstande, eine Anordnung zu geben.

Endlich hoben die Männer den schweren Körper Klaus Ammans auf und trugen ihn die Treppe hinauf. Das alles hatte sich vor einer Stunde abgespielt. Jetzt saß Frau Maria an ihres Mannes Bett und starnte ihn an, und die Verzweiflung grub ihre Krallen



Die neue Thurbrücke bei Weinfelden (Thurgau); der Neubau wurde am 15. März 1911 begonnen und Ende Novbr. fertig.



Das geschichtlich berühmte Schloß von Murten mit einem Teil der uralten Stadtmauer.

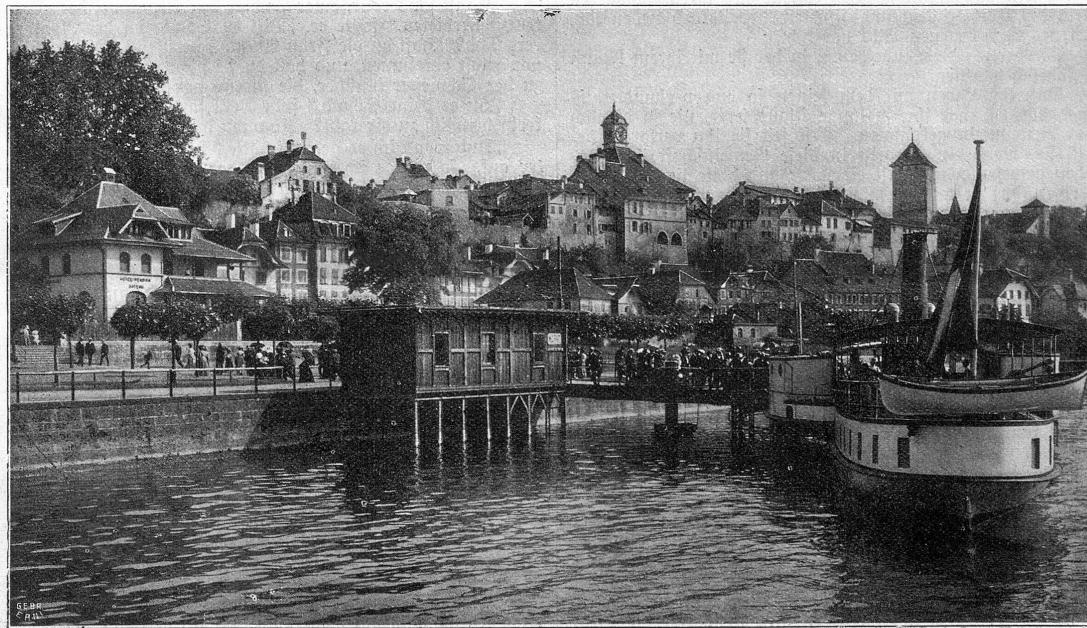
in ihr Herz. Sie weinte noch immer nicht.

„Klaus, Klaus“, murmelte sie vor sich hin.
Der Arzt kam. Ein Pfleger kam. Man ließ dem Sterbenden zu Ader; man machte ihm Eisumschläge, aber Frau Maria saß und hörte nichts. Sie saß am Bett und starnte vor sich hin.

Susi kam schluchzend. Doftor Andermatt kam, um bei seinem Freund zu wachen. Ulli Zuberbühler kam. Frau Maria sprach nicht und weinte nicht.

Sie wischte nicht von dem Bett, auf dem der Mann lag, der ihr im Leben alles gewesen war, Halt und Stütze, und der sie gehetzt und gepflegt hatte mit unermüdlicher Liebe und nie verliegender Geduld.

Als es finster wurde und man das kleine Nachtlicht neben des Kranken Bett stellte, der Pfleger nickend im Stuhle saß und schlief und nur das Röcheln des Sterbenden durch die Nacht zitterte, da kam es über sie, wie so ganz, ganz verlassen sie sein werde ohne Klaus. Und sie schrie auf, daß der



Das Städtchen Murten (Kt. Freiburg), anmutig an der Ostseite des Murtensees gelegen, in der Mitte das Rathaus, rechts das berühmte Schloß. — Hier fand am 22. Juni 1476 die Schlacht bei Murten statt, wo die Eidgenossen unter Hans von Hallwyl, Hans Waldmann aus Zürich und Kaspar Hertenstein aus Zug den Burgunderherzog Karl den Kühnen aufs Haupt schlugen, 10,000 Burgunder kamen um, die meisten ertranken im See.

Mann auf seinem Stuhl erschrocken erwachte.

„Klaus verzeih mir, Klaus verzeih mir!“ Und als sie rief im Jammer ihres Herzens, ging die Tür leise auf, und Süsette Klingelin kam herein, die nicht hatte nach Hause gehen wollen, weil die Freundin vielleicht ihrer bedurfte.

Das dürftige Figürchen setzte sich neben die arme Maria und nahm ihr Hand.

„Ich habe ein Unrecht an ihm getan“, flüsterte Frau Maria, „und kann ihn nun nicht mehr um Verzeihung bitten.“

„Gott verzeiht dir“, sagte Süsette fest.

„Aber er hat mir nicht mehr verziehen“, jammerte Frau Amman. „So habe ich ihm seine Liebe gelohnt! Das habe ich ihm antun können! Und er kann mir nicht mehr verzeihen! Er geht mit meinem Unrecht in den Tod! Süsette, er tritt mit meinem Unrecht vor Gott.“

„Maria, meine Liebste, er wird dir dort oben verzeihen! Du wirst seine Liebe auch nach seinem Tode noch empfinden. Wie den leisen Schlag von Taubenflügeln wirst du sie fühlen. Seine Liebe wird um dich sein und dich trösten.“ Unermüdlich sprach sie der Verzweifelnden Trost zu.

Sie redete von der Herrlichkeit, zu der der gute Klaus eingehen dürfe.

„Er wird es gut haben, Maria, meine Teure. Er wird zu Füßen Gottes sitzen und jubeln ob des Himmels Herrlichkeit. Gönne ihm Gottes Nähe, Maria. Habe nur ein wenig Geduld, und du bist wieder bei ihm, bei deinem Lieben, und ihr lobpreiset den Herrn zusammen in großer Freude.“

Das Gesicht der schmächtigen Trösterin glänzte verzückt. Sie redete so sanft, und tröstete so bestimmt, und fand in ihrer Liebe die rechten Worte, daß es ihr gelang, die arme Frau zu beruhigen. Sie knieten beide an des Sterbenden Bett nieder, neigten ihre Häupter und fassten ihre Hände. Und während sie beteten, ging Klaus Amman hinüber in das Land, das Süsette Klingelin so gerne an seiner Statt betreten hätte.

Das Flüstern der betenden Lippen begleitete seinen letzten Seufzer. Als die Freundinnen sich von den Knieen erhoben, deutete Süsette auf Klaus, und während die Tränen ihr über die wulstigen Wangen riefelten, sagte sie feierlich: „Er ist bei Gott. Gönne es ihm.“

Frau Maria hatte sich ihrer wiedererlangten Gesundheit nicht freuen können. Sie trug sie wie einen gestohlenen Schmuck.

Seit Klaus Ammans Tod saß sie in ihrem schwarzen Kleid am Fenster, den ungeöffneten Arbeitskorb neben sich, und des Verstorbenen Bild vor sich.

Sie verließ die Stube kaum, in der sie mit ihrem Mann so glücklich gewesen.

Daß ihr Leben mit dem seinen so eng verbunden, so eins gewesen, war ihr, so lange Klaus lebte, nie so deutlich zum Bewußtsein gekommen. Erst seit sie ihn verloren, begriff sie, welch ein Eingriff in die Gemeinschaft ihr Vorgehen gewesen war. Mit eigener Hand hatte sie das Band zerrissen, das sie mit ihrem Lebensgefährten verbunden.

Es war ihr nicht erpart geblieben zu erfahren, was seinen letzten Minuten vorangegangen. Sie beschuldigte sich, die Ursache seines Todes zu sein.

Tag und Nacht zermarterte sie sich in Reue. Sie saß regungslos in ihrem Stuhl, die Hände gefaltet. Weder Alfred noch Süsette Klingelin vermochten sie dazu zu bringen, irgend eine Arbeit zu unternehmen. Sie saß und saß und weinte und betete.

Aber mehr noch als sich selbst, beschuldigte sie andere, schuld zu sein an ihres Mannes Tod.

Es tat ihr wohl, einen Teil der drückenden Last abwerfen zu können.

Bon Verene hatte sich ihr Herz abgewandt. Sie konnte es nicht vergessen, daß die langjährige Dienerin die Verfucherin gewesen, die sie immer von neuem gebeten und ermuntert hatte, die Apothekerin aufzusuchen, und immer wieder versichert hatte, daß der Apotheker sich freuen würde, eine gesunde Frau zu haben. Starr klammerte sie sich an den Gedanken, daß Verene die Hauptschuld trage.

Unter Tränen hatte die treue Hausgenossin sie gebeten, doch gerecht zu sein und zu bedenken, daß ja nur die Liebe zu ihr die Triebfeder gewesen zu ihrem Rat. Man habe unmöglich denken können, daß der Herr sich die Sache so würde zu Herzen nehmen. Sie habe wirklich geglaubt, er werde wohl anfangs schelten, sich dann aber zufrieden geben wie

immer, und sich freuen, seine Frau ohne Schmerzen zu wissen.

Es nützte nichts. Frau Maria blieb kühn und zurückhaltend gegen die treue Magd, die oftmals abends bei ihrem Läpplein in der Küche saß und bitterlich weinte.

Einen wahren Widerwillen hatte Frau Amman gegen die Doktorin geafäßt. Man durfte ihren Namen nicht mehr vor ihr nennen. Sie sah sie nicht mehr mit ihren eigenen Augen, sondern mit denen ihres verstorbenen Mannes, doppelt scharf um ihrer eigenen Schuld willen.

Sie begriff jetzt Klausens Ärger und Zorn, weil sie ihn begreifen wollte, und hoffte ihn unbegreiflicher Verblendung, wo sie hätte danken sollen.

Frau Maria fing auch an, sich von ihrer Schwiegertochter fern zu halten. Sie vermied es, mit ihr zusammen zu sein. Sie suchte ihren Sohn zu überreden, Suſi jeden Besuch auf dem Treuhof zu verbieten.

Alfred, der mehr trank als je, war selten ganz Herr seiner Sinne. Er versprach in einem Augenblick der Gereiztheit gegen Suſi, der Mutter Wunsch zu erfüllen.

So gelang es Frau Amman, ihre eigene Schuld andern aufzubürden, wobei sie nicht einmal selbst entlastet wurde, denn sie quälte sich nach wie vor in bitterer Reue.

Sie ging täglich zur Kirche, spendete mit vollen Händen Almosen, betete, und sonderte sich von allen andern selbstküchtig ab.

Hatte sie vorher nur ihrem Leiden gelebt, so lebte sie jetzt dem Schmerz um ihren Mann, und hatte nun niemand mehr, der ihr in liebevoller Geduld zur Seite stand.

Maria Amman war arm geworden.

XIV.

Im Treuhof saß Marie Zuberbühler in tiefen Gedanken in ihrer Stube, die Hände, die sonst nie rasteten, im Schoß gefaltet. Ihre scharfen Augen hafteten auf dem Gerippe, das den „Erlöser“ seifbot mit dem stolpernden Tod.

Stand nur ihm der „Erlöser“ im Weg? Nicht auch ihren Kindern? Stolpern sie nicht alle darüber? Ihre Augenbrauen berührten sich, so stark zogen sie sich zusammen.

Ihr Bruder lehnte an der Wand und las einen Brief, den die Doktorin ihm gereicht. Er war von Suſi. Sie schrieb der Mutter, daß sie auf Wunsch ihres Mannes den Treuhof nicht mehr besuchen dürfe und bat die Mutter, ihr darob nicht zu zürnen.

Tefil faltete den Brief zusammen.

„Es ist sonderbar, einer Tochter den Besuch bei der Mutter zu verbieten,“ sagte er. „Bist du Schulde an des Apothekers Tod? Hast du die Frau Amman gerufen? Ist sie nicht von selbst gekommen, und hast du sie nicht geheilt?“ Er sah zu der Schwester hinüber, die stumm vor sich hinblickte.

„Ist es deine Schuld,“ fuhr Tefil fort, „daß die Apothekerin heimlich zu dir kam? Konntest du es wissen?“

„Und wenn ich es gewußt hätte,“ fuhr Marie Zuberbühler auf, „so würde ich mich nicht darum gekümmert haben. Die Apothekerin ist kein Kind mehr und mußte was sie tat. Sie wollte geheilt sein, und sie wurde geheilt.“

„Schwester“, begann der Bucklige und riß verlegen an einem seiner Jackenknoten, „du bist in der letzten Zeit gar nicht mehr dieselbe. Du bist still und bedrückt. Es scheint mir, als habest du nicht mehr die rechte Freude an deiner Arbeit.“ Marie Zuberbühler sah Tefil ins Gesicht.

„Da hast du recht,“ sagte sie.

„Warum aber nicht?“ fragte erstaunt und bekümmert Tefil. „Was fehlt dir? Was willst du noch erreichen? Alles ist dir geworden. Der Tag hat nicht Stunden genug für die Arbeit, die du bewältigen solltest. Du bist geachtet und geehrt wie keine im Land und weißt bald selbst nicht mehr wie reich du bist.“

„Es freut mich alles nicht mehr,“ sagte die Doktorin.

„Aber warum nicht?“

„Weil ich mir vor komme wie ein Baum ohne Blätter.“ Tefil riß seine blauen Auglein auf und starrte die Schwester an.

„Du?“

„Einfam komme ich mir vor, daß du es nur weißt, Tefil. Und gedeiht auch alles um mich, bin ich berühmt und reich geworden, geachtet und geehrt von den Leuten, es fehlt mir doch das Beste. Ich habe keine Kinder mehr. Sie haben mich verlassen. Wir können nicht mehr zusammenkommen. Der Treuhof steht zwischen uns. Der trennt uns, Tefil.“

Der Verwachsene sagte nichts. Er schüttelte nur seinen großen Kopf und sah zu Boden.

„Schuld habe ich keine, Tefil.“ fuhr Marie Zuberbühler fort, „und doch sieht es aus, als geschehe durch meine Schuld alles, was geschieht. Alfonso Wezinger starb durch sein Laster, aber Margrit glaubt doch, ich habe ihn in den Tod getrieben. Susi trennt sich von mir oder läßt sich trennen, und doch ist es nicht meine Schuld, daß ihres Mannes Mutter den Treuhof aufsuchte und ihres Mannes Vater an dieser Erkenntnis starb. Und Uli — Tefil, an Uli mag ich gar nicht denken. Es ist mir ein unsaglicher Kummer, daß gerade er am Treuhof scheitert. Aber kann ich's ändern?“

„Deine Kinder sind ihre eigenen Wege gegangen, Schwester. Du hast sie nicht hineingetrieben. Du hast sie gewarnt.“

„Das habe ich.“ sagte Marie Zuberbühler. Sie legte ihre beiden starken Arme auf die Seitenlehnen ihres Stuhles und saß.

„Über meinen Beruf ging mir nichts, er ist mein Glück gewesen, solange ich die Kinder glücklich wußte. Als Uli in Bürgen an seinem Platz war, die Mädchen hier bei mir tun konnten, was sie gerne mochten, lachten und scherzten, da bin ich mit Stolz und Freude meiner Arbeit nachgegangen, mit der Befriedigung, die der Erfolg gibt. Jetzt ist es anders. Wenn ich mich auch auf dem Treuhof wie eine Fürstin fühle, so fange ich doch an, ihm zu zürnen, denn er nimmt mir meine Kinder.“ Sie rief es fast leidenschaftlich und ihr ausdrucksvolles Gesicht glühte.

„Da oben quält sich Uli mit seinem Spital, setzte alle seine Kräfte ein für nichts, und vergeudet seine Energie und Ausdauer. Hier unten bin ich ihm im Weg und schneide ihm den Lebensstaden ab.“ Tefil sah starr vor Bewunderung in der Doktorin Gesicht.

„Du bist krank, Schwester, sonst würdest du so nicht reden. Du, die Zuberbühlerin!“

„Nein, ich bin nicht krank. Aber die Nächte sind nicht zu zählen, in denen ich schlaflos daliege und darüber nachsinne, wie ich Uli helfen könnte und ihm den Friedberg erhalten. Und ich finde nichts. Gern nimmt er ja doch nicht von mir, und zudem wäre es ein nutzloses Opfer. Neben mir ist der Friedberg nicht zu halten.“

„Wenn Uli hier herunter käme und mit dir am gleichen Strang zöge, so wäre ihm bald geholfen,“ sagte Tefil, der auf Erdem nichts Höheres kannte als seine Schwester und den Treuhof.

„Red' nicht dumm,“ rief die Doktorin heftig. „Davon kann keine Rede sein. Dazu ist mir der Uli zu gut.“

„Was? Zu gut für etwas, was seine Mutter tut? Und was Hunderten zur Gesundheit verhilft? Dazu soll er zu gut sein? Zu gut nicht, aber ihm würde nicht gelingen was dir gelingt, das ist es.“

„Tefil, Ende Mai wird das Bezirksspital geschlossen, der Tobler hat es mir gesagt. Es sei aus mit dem Friedberg. Gelder, um ihn weiter zu führen, werden von keiner Seite bewilligt. Uli muß fort.“

„Er kann an einem andern Ort wieder anfangen.“

„Und damit, meinst du, sei es getan, Tefil? Das ist nicht daselbe, wie wenn einer zum zweitenmal einen Bäckerladen eröffnet. Bei einem solchen Mißerfolg läßt ein rechter Mensch von seinem Herzblut zurück.“

„Schwester, du warntest ihn. Er wollte nicht hören.“

„Leider nicht“, seufzte die Doktorin. „Leider, leider nicht.“

„Darum laß den Kopf nicht hängen“, rief Tefil. Ich kenne dich ja gar nicht mehr! Es ist schon manchem nicht gegangen, wie er es gewünscht hat, deine Kinder werden keine Ausnahmen sein. Schwieres hat etwa ein jedes durchzumachen. Du bist doch sonst nicht so weichlich.“

„Diesmal geht es mir halt ans Herz“, sagte die Doktorin. „Und wie es einer Mutter ums Herz ist, wenn sie ihre Kinder nicht glücklich weiß, das kannst du nicht beurteilen.“

„Nein“, brummte Tefil, „und ich bin froh, daß ich's nicht kann.“ Dann ging er an seine Arbeit. — — —

Wenige Tage später stand Marie Zuberbühler vor der Türe ihres Warzelzimmers und sah den abziehenden Wagen nach, die den Treuhof verließen. Es war schon Abend und sie war müde. Da sah sie Uli kommen. Sie erschrak. Was bedeutete das? Was war geschehen, daß er kam, nachdem er so lange weggeblieben? Sie ging ihm entgegen.

„Gott grüß dich, Uli.“ Sie streckte ihm ihre feste Hand entgegen.

„Guten Abend, Mutter, wie geht es dir?“

„Gut“. Sie vermidet ihm gegenüber die übliche Gegenfrage. Sie wußte, wie seine Antwort lauten mußte.

„Wollen wir hineingehen, Mutter. Ich habe dir allerlei zu sagen und möchte nicht gern gefordert werden.“

„Gewiß. Komm in meine Stube.“ Sie gingen zusammen ins Haus, und betraten Marie Zuberbühlers sonderbares Zimmer, in dem Uli seit Monaten nicht mehr gewesen war. Er sah sich um. Da hing die große Karte mit den roten Punkten, die sich, seit er sie als Junge studiert, verhundertfacht hatten. Da hingen, wie dritte Bohnen an Fäden, die nährischen Dankschreiben. Da stand das Gerippe, freundlich grinsend, und aus den mächtigen leeren Höhlen ihn anstarrend, und da war auch der „Erlöser“, der ominöse Topf mit dem stolpernden, klappernden Tod. Alles, alles wie früher.

Und was er da sah, hatte seinen Hoffnungen das Grab gebraten.

Uli setzte sich schweigend. Der Hals war ihm wie zugeschnürt. Marie Zuberbühler nahm ihm gegenüber im Lehnsessel Platz. Sie zog die Schnupftabakdose aus der Tasche und drehte sie in den Fingern.

Sie fühlte, daß ihr ein Leid bevorstehe, daß Uli ihr etwas Schmerziges zu sagen habe, und es bangte ihr davor.

„Nun Uli?“ ging sie dem Gefürchteten entgegen.

„Mutter, ich habe dir mitteilen wollen, daß Ende Mai das Bezirksspital geschlossen wird“, begann Uli ziemlich ruhig.

„Ich habe es gehört. Tobler sagte es mir.“ Ihre Stimme klang gepreßt und ihre Augen hielt sie auf den Boden gerichtet. Sie mochte den Sohn nicht ansehen.

„Wenn du möchtest, wie schmerzlich es mir ist, dich in dieser Lage zu sehen. Es tut mir so leid um dich, Uli.“

Er antwortete nicht.

„Was gedenkst du zu tun?“

„Ich habe mich um die Stelle des Oberarztes am holländischen Spital in Sumatra beworben“, sagte Uli, „und da Professor Baumer mich empfiehlt, so werde ich sie wohl erhalten.“

„Uli!“ schrie die Mutter, „du willst so weit weg!“

„Dachtest du, ich würde mich im Städtlein unten festsetzen“, fragte Uli bitter, „und noch einmal durchmachen, was ich eben hinter mir habe? Nein, ich will so weit weg als möglich, um nichts mehr zu hören und zu wissen von dem, was ich diesen Winter erlebt habe. Einer solchen Enttäuschung steht man sich nicht zum zweitenmal aus. Mein Selbstgefühl war nie sehr groß, nun liegt es zerstellt am Boden. Bin ich so weit, mir selbst wieder etwas zuzutrauen, so werde ich nach Europa zurückkehren, vorher nicht.“

„Und Madelene Andermatt? Ich hoffte, daß sie deine Braut werde.“

„Wie darf ich ihr von meiner Liebe reden? Ein Mann, der keinen Boden unter den Füßen hat.“

„Das ist traurig“, sagte Marie Zuberbühler.

„Ja, es ist traurig.“

„Uli, es muß einen Ausweg geben.“

„Es gibt keinen.“

„Verlache es doch irgendwo hier im Lande.“ Er zuckte die Achseln.

„Willst du mir nicht erlauben, dir zu helfen? Laß dich in der Schweiz nieder, es braucht ja nicht in der Nähe zu sein. Heirate, und bleibe im Lande. Du wirst bald Praxis haben. Du kannst dein Erbe vorwegnehmen. Es gehört ja doch einmal dir, und ich brauche es nicht.“

Die Mutter stand auf und trat neben den Stuhl ihres Sohnes. Sie wollte seine Hand streicheln. Aber er schien es nicht zu bemerken.

„Sei nicht stolz deiner Mutter gegenüber. Was ich verdiene, ist ja doch für euch drei. Willst du, Uli?“

„Nein, Mutter. Du meinst es gut, aber das darfst du mir nicht zumutnen. Ich soll irgendwo hinziehen, und von dem Gelde leben, das du mit dem „Erlöser“ verdient hast? Nein, so tief bin ich noch nicht gesunken.“

„Es ist ehrlich verdientes Geld!“ rief Marie Zuberbühler. Sie ging durchs Zimmer, lehnte sich an den grünen Kochofen, der in der Ecke stand, und wärmte sich die Hände, denn es war neuerdings Schnee gefallen. Er lag wie Schaum auf den Akterfurchen.

„Ehrlich?“ rief Uli laut, den die Bitterkeit ungerecht machte. „Wie mans nimmt.“ (Fortsetzung folgt).

Das Flirten der Bureaudamen

Ein Leipziger Gericht hat dieser Tage die Frage entschieden, ob Flirten eine Sünde sei. Es lag nämlich folgender Fall vor: Eine in einer Leipziger Kunsthändlung angestellte Büroleiterin war von dem Chef ohne Kündigung entlassen worden, weil sie mit dem Professor gestritten hatte. Der Chef selbst hatte dies auch wörtlich in der Verhandlung vor dem Kaufmannsgericht, vor dem er auf Zahlung des Gehaltes bis zum Ablauf der geleglichen Kündigungsfrist verklagt worden war, als Entlassungsgrund angegeben. Das Kaufmannsgericht aber stellte sich auf den Standpunkt, „dass ja ein kleiner, harmloser Flirt keine Sünde ist und auch kein Grund, eine Angestellte deshalb vom Fleck zu entlassen“. Deshalb muß, wer die sofortige Entlassung gibt, das Gehalt bis Ablauf der Kündigungsfrist zahlen. Die Herren Prinzipale werden es also schon mit erzieherischen Maßregeln versuchen müssen, wenn ihre Geschäftsdamen ihnen gar zu flirtig scheinen, meint zu diesem Entscheid die „Frankfurter Zeitung“.

Neues vom Büchermarkt

Der Kampf der weißen und der roten Rose. Roman von Georg Hirschfeld. Geheftet M. 4.— gebunden M. 5.— (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1912). — Georg Hirschfelds neuer Roman, der, auerst in der Zeitschrift „Nebel Land und Meer“ erschienen, jetzt in Buchform vorliegt, ist im wesentlichen eine Ehegeschichte, die Geschichte zweier Menschen, die aus verschiedenen Gesellschafts- und Bildungshäusern stammend, sich in früh erwachter Jugendleidenschaft zusammenfinden, sich mit- und aneinander entwickeln. Der stärkere, eigentlich gebende und stützende Teil in dieser innerlich ungleichen Ehe ist die Frau, die Tochter einfacher Kleinbürgersleute, ein Geschöpf voll unverbrauchter Naturkraft, angeborenen Weltverständes und starken, zur Selbstauftopfung bereiten Empfindens. Der Mann, Sohn eines

angesehenen Künstlers, in glänzenden äußeren Verhältnissen aufgewachsen, ist eine im Grund schwache, hältlose Natur, immer mit großen wissenschaftlichen Plänen beschäftigt — darunter eine Geschichte des „Kampfes der weißen und der roten Rose“ —, die nur sehr langsam und fragmentarisch heranreifen. Als nach seines Vaters Tod der Wohlstand des Hauses allmählich zusammenfällt, gestaltet sich die Situation dauernd so, wie sie sich schon in der ersten Zeit der Ehe, als das junge Paar mit den beiderseitigen Eltern gebrochen hatte, anließ. Toni, die Frau, ernährt von ihrer Arbeit (sie ist den modernen Beruf einer Gymnastiklehrerin aus) Mann und Kind. In dem Glück der heranblühenden Tochter, die sich früh mit einem geliebten Mann zusammenfindet und in der gleichfalls fast mittleren Fürvorlage für den eignen Mann wird der mutige Frau der Lohn für ihr unermüdliches Ringen. Einer vielfältigen, von den verschiedensten Persönlichkeiten belebten Umwelt entwächst diese Ehegeschichte: Tonis Familie und Elternhaus, das brave Stadtkochschaar Tränke mit der immer schwelenden Großmutter und den drei hübschen Töchtern; das äußerlich glänzende aristokratische Künstlerdasein der Romingers — beides in einer mittleren Süddeutcher Reifenz; dann das stille einsame Haus eines blinden Gelehrten in Dachau, wo die Liebenden nach ihrer Flucht aus der Heimat die erste Unterkunft finden, endlich München und das Treiben in den dortigen Gelehrten- und Künstlerkreisen. Daß dies alles mit warmen Herzen, mit ernstem künstlerischem Streben dargestellt ist, braucht denen, die Georg Hirschfelds sympathische, heraliche Anteil für seine Schöpfungen wendende Dichternatur kennen, nicht erst versichert werden. Und so verfolgt man denn mit literarischem Interesse und mit immer wachgehaltener Spannung und menschlicher Teilnahme auch dieses neue Werk Hirschfelds von den stürmisch verworrenen Anfangen der Liebesgeschichte bis zu dem in leiser Reifigkeit harmonisch verklärten Ausgang des Eheromans.

Bon Ihr und Ihm. Dialoge von Rudolf Presber. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.— (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein „neuer Presber“ — das ist die Aussicht auf ein paar Stunden fröhlicher, anregender Lektüre; die Aussicht auf Bekannt-

schaft mit einem Buch, bei der man es nicht mit der ersten Begegnung bewenden läßt, sondern zu der man gern noch öfter zurückkehrt. Diese Aussicht enttäuscht auch der Band mit den knapp gefaßten, elegant geführten Dialogen nicht, der in dreizehn Miniatur-Gesprächen einer davon if nicht Dialog, sondern Monolog) allerlei Indiskretionen „Bon Ihr und Ihm“ in der feinfühligen Weise ausplaudert. „Sie“ und „Er“ werden dabei nicht etwa immer von denselben Personen agiert; mehrere Male sind es Ehepaare in einem mehr oder weniger vorgeschriftenem Stadium des häuslichen Krieges, zum Teil kurz vor jenem Friedensschluß, den man im bürgerlichen Leben Scheidung nennt; aber auch Liebespaare von teilweise recht zweifelhafter Legitimität; einmal zwei alte, vornehme Itille Menschen, die an einem melancholisch schönen Sommerabend entdecken, daß es ein ungünstiger Irrtum war, was sie vor 53 Jahren auseinandergeführt; einmal ein achtjähriger Junge und ein siebzehnjähriges Mädel, die in abhungslosem Geplauder an allerlei trübe Familiengeheimnisse streifen. Man sieht schon aus diesen Andeutungen: es ist nicht bloß Humor in dem neuen Buch, sondern auch viel Satire, manchmal auch ein leiser Hauch von Wehmut und Resignation. Und so ist es bei aller Knappheit der Form ein sehr buntes und abwechslungsreiches Buch geworden: welch scharfer Kontrast etwa zwischen dem elegischen „Sommernacht“ u. dem fast grausam ironischen Dialog „Hobit“, oder zwischen dem drolligen Gespräch „Bei 35 Grad im Schatten“ und dem nachdenklichen „Herbit“! — Der Manigfaltigkeit des Ganzen aber entspricht der Reichtum an lustigen und treffenden Einfällen und Beobachtungen im einzelnen, die mit Sicherheit und Eleganz überall eingestellt und verwoben sind und diejen kleinen Einfällen zugleich prickelndes Leben und weitere Perspektiven geben. So bedauert man schließlich am Ende des Buches, daß es nur dreizehn solcher Miniaturbildchen enthält, und man wünscht den Dichter recht oft und recht bald wieder „Bon Ihr und Ihm“ allerlei heitere Bosheiten ausplaudern zu hören.



NEU!

MAGGI's Teigwaren-Suppen ungepresst in Würfeln

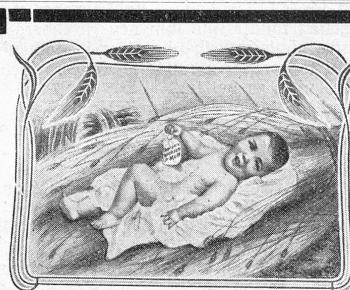


SORTEN: STERNCHEN, MELONEN, GRAUPEN
RIEBELI, RIEBELI MIT TOMATEN

PREISE: 1 WÜRFEL (2 Teller) 10 Rp.
1 STANGE (5 Würfel) 50 Rp.

☞ Dadurch, dass die Teigwaren bei dieser neuen Packung nicht gepresst werden, behalten sie beim Kochen ihre ursprüngliche, ungebrochene Form bei.

303



In vielen Fällen wo die Kinder sonst nichts vertragen

wurden vorzügliche Erfolge erzielt mit dem bestbekannten, ärztlich sehr empfohlenen

Oppliger
Kinder - Zwiebackmehl
Packete à 50 Cts. u. Fr. 1.—

Wo keine Ablage direkt zu beziehen von
Zwiebackbäckerei Oppliger, Aarbergergasse 23, Bern.

Vertretung und Lager für die Schweiz:
Willy Reichelt, Zürich.



Kochschule Gümligen

Gegründet 1906

Privat-Haus

Gegründet 1906

geleitet von Frau Brechbühler. Die Dauer dieser Kurse beträgt 4 Wochen. Es werden jeweils nur 6 Teilnehmerinnen angenommen. Diese Kurse werden von Frauen und Töchtern aus allen Ständen besucht und aufs beste empfohlen. Für die Teilnehmerinnen Logement im Hause. Staubfreie, sonnige, prächtige Lage. — Man verlange Prospekt und Referenzen.

Bestens empfiehlt sich die Kursleiterin.

185